

Kapitel 1

JULE

Wo zum Geier steckt bitte der Brieföffner? Hat ihn Oma etwa wieder zweckentfremdet, um ihre geliebten Franzbrötchen zu stückeln? Oder noch schlimmer: einen Apfel? Ich seufze, drehe mich und schmeiße sogleich den Stapel Rechnungen hinunter, der eine bedrohliche Höhe angenommen hat und sich nun über mir ergießt. *Mist!* Mühsam bücke ich mich, sammle jeden einzelnen Brief auf und betrachte die Absender. Das nagende Gefühl in meiner Magenmitte breitet sich aus und scheint ein Loch in meine Speiseröhre zu fressen. Briefe von der Bank, Rechnungen von ein paar Lieferanten und natürlich Hannes, unserem Handwerker für alle Lebenslagen. Es ist mir furchtbar unangenehm, wenn ich ihn nicht bezahlen kann. Allein wegen unserer Vorgeschichte könnte ich im Erdboden versinken. Die traurige Wahrheit ist: Die Konten sind leer. Wir sind ausgebrannt. Unsere Pension „Wellenblick“ ist am Ende. Tot. Wie ihr Erfinder Maximilian Tiedemann. Mein Vater. Mein Herz zieht sich schmerhaft zusammen, und ich wische automatisch über meine feucht gewordenen Augen. Hier im Schutz hinter dem alten Sekretär meines Vaters, den einst mein Großvater für ihn gebaut hat, kann ich mich einen kurzen Moment der Hoffnungslosigkeit hingeben. Normalerweise trage ich stets eine Rüstung, die jene Verletzlichkeit vor der Außenwelt verbergen soll. Doch jetzt, da ich den Blick auf das wahre Ausmaß gerichtet habe, schmerzt meine Brust, als hätte der verloren gegangene Brieföffner eine klaffende Wunde dort hinterlassen.

Plötzlich ertönt das zuletzt immer seltener erklungene Glöckchen an der Eingangstür, was mich zusammenschrecken und hochfahren lässt. Dabei stoße ich mir den Kopf an der geöffneten Tür des Schreibsekretärs, vor dem ich hocke, was die Tasse Tee ins Schlingern bringt, die ich längst wieder vergessen habe und die sich nun über meiner weißen Bluse ergießt. *Mist! Mist! Mist!* Glücklicherweise bin ich die unzuverlässigste Teetrinkerin der Welt und verbrühe mich nicht. Meinen Tee lasse ich immer kalt werden. Na gut, vielleicht war es nicht die klügste Idee, sie derart nah an den Rand zu stellen und überhaupt ... mir welchen zu machen. Ich fluche wie ein Rohrspatz, reibe mir mit der einen Hand die schmerzende Stelle nahe der Schläfe und mit der anderen zupfe ich an der nassen Bluse, die nun einen bräunlichen Fleck vom Tee aufweist.

Ein fremder Kopf lugt seitlich an dem massiven Holzblock vorbei auf mich herab und fragt: „Alles klar da unten? Brauchen Sie Hilfe?“

„Natürlich nicht“, entfährt es mir bissiger als gewöhnlich. Der Kummer und die Schmerzen der Beule lassen mich biestig werden. „Ich bin schließlich kein Kind.“ Hastig richte ich mich auf, streiche ein letztes Mal über die Beule und betrachte meine Fingerspitzen, die glücklicherweise nicht voller Blut sind. Das hätte mir gerade noch gefehlt. Also bloß Kopfschmerzen.

Als ich meinen Blick auf den Gast hefte, der eingetreten ist, bleibt mir kurzzeitig die Spucke weg. Es ist ein junger Mann, höchstens ein oder zwei Jahre älter als ich, gekleidet in eine feine Stoffhose, ein Paar Slipper und einen Feinstrickpullover. Sein Haar ist gewellt und scheint mühsam in Form gebracht zu sein. Ein Yuppie-Arsch, der wenig Zeit im Norden verbracht hat, sonst hätte er gewusst, dass jede Mühe mit seinen Haaren zwecklos ist. Der raue Wind der See lässt nichts wirklich an Ort und Stelle, nicht mal Mamas Blumentöpfe auf der Terrasse, die sie jedes Jahr stoisch neu bepflanzt.

„Sind Sie sicher?“, fragt er skeptisch und runzelt seine Stirn, was seinem hübschen Gesicht einen grüblerischen Ausdruck verleiht.

„Ich bin sicher“, sage ich mit fester Stimme.

„Gut“, erwidert er. „Wir wollen ja nicht, dass Ihrem hübschen Kopf ernsthaft was widerfährt, nicht wahr? Das wäre nämlich jammerschade.“

Was zur Hölle soll das? Flirtet er etwa mit mir?

Der Fremde sieht sich neugierig um, betrachtet die Bilder im Flur und ganz besonders das, was meinen Vater vor seinem ganz persönlichen Schatz präsentiert, auf eine Weise, die mich stutzig werden lässt. Ganz so, als sei er nicht aus Versehen hier gelandet.

„Wie kann ich Ihnen helfen?“, frage ich unbeeindruckt.

„Tja, ähm …“ Er sieht sich um, lässt seinen Blick nun prüfend über den abgebröckelten Putz der Wand gleiten und die Farbe, die dadurch ebenfalls abgeblättert ist. Der Eingangsbereich hat in den letzten Jahren durchaus gelitten, was mich maßlos ärgert. Es ist schließlich unser Aushängeschild. Jeder potenzielle Gast entscheidet in dieser ersten Sekunde, ob er bleiben oder lieber gehen möchte. Ich habe Samuel unzählige Male gebeten, sich mit mir darum zu kümmern, aber mein Bruder ist ein vielbeschäftigter Mann, der sich lieber in seinen Zeichnungen und Entwürfen und der Arbeit an seinen Schiffen vergräbt, statt uns hier zur Hand zu gehen. Vom Rest des Tiedemann-Clans fange ich lieber gar nicht erst an. Dort auf irgendwelche Unterstützung zu hoffen, ist nahezu aussichtslos.

„Ich bin auf der Suche nach einem Zimmer, aber so wie es aussieht, sind Sie gerade am Renovieren. Deswegen ... schaue ich einfach mal weiter.“

Wie unverschämt! „Wir renovieren gerade nicht und bieten sehr wohl Zimmer an“, entgegne ich kühl. Nur ihm nicht, würde ich am liebsten hinzufügen, aber Unfreundlichkeit verbietet das Protokoll.

Er hebt eine dunkle Augenbraue und betrachtet mich auf eine Weise, als wolle er ernsthaft an meinem gesunden Menschenverstand zweifeln. Das macht mich wütend. „Sind Sie sicher?“

„Natürlich bin ich das!“, beharre ich, und mir entweicht ein Schnauben.

„Na ja, immerhin haben Sie sich ziemlich heftig den Kopf gestoßen, vielleicht sollte sich das besser ein Arzt anschauen ...“

„Passen Sie mal auf, Herr ...“

„Von Ahrensberg“, hilft er mir zögerlich weiter und verschränkt die Arme vor der Brust. Offenbar ist er davon überzeugt, dass meine folgenden Worte keine Freundlichkeiten enthalten. Wie spitzfindig.

„Herr von Ahrensberg, ich kann durchaus zwischen den Zeilen lesen. Wenn Ihnen diese Unterkunft nicht zusagt, sind Sie herzlich eingeladen, unsere Pension zu verlassen. Wir werden niemanden zwingen, hier abzusteigen.“

„Nicht?“, fragt er eine Spur herablassend. „Scheint, als sollten Sie das ernsthaft in Erwägung ziehen, um wenigstens ein paar Gäste zu rekrutieren.“

Empört schnappe ich nach Luft. „Bei Ihnen piept's wohl, oder?“

Protokoll hin oder her. Ich bin maßlos entsetzt über so viel Unfreundlichkeit.

„Vergessen Sie's“, sagt er und winkt herablassend ab. Er nimmt seinen Koffer, macht auf dem Absatz kehrt und läuft auf die verzogene Eingangstür zu, die sich ausgerechnet jetzt nicht öffnen lässt. *Na wunderbar!*

„Ich soll es vergessen?“, wiederhole ich ungläubig.

Er rüttelt fester an dem Knauf, doch nichts tut sich. Unglaubliche Ironie des Schicksals.

Er wirft mir einen höhnischen Blick zu. „Ist das jetzt der Moment, in dem ich die Polizei rufen sollte und feststelle, keinen Empfang zu haben?“, fragt er in selbstgefälliger Tonlage.

Ich verschränke die Arme vor der Brust und meiner ramponierten Bluse. Abwartend und mit unverkennbarer Freude im Gesicht beobachte ich, wie er sich aus seiner prekären Situation zu befreien versucht. Ich mache natürlich keine Anstalten, ihm zur Hand zu gehen.

Ein weiteres Mal zieht er an dem Knauf und hält ihn anschließend ganz in der Hand. Resigniert legt er den Kopf in den Nacken und stöhnt. „Was für ein Ramschladen ist das hier?“

Ich schnappe nach Luft. Hat dieser Yippie-Arsch mit seinen Dreitausend-Euro-Slippern aus Echtleder meine geliebte Pension Ramschladen genannt? Spinnt er?

Dann dreht er sich zu mir um und funkelt mich auf eine herausfordernde Art und Weise an. „Funktioniert in diesem Laden hier überhaupt irgendwas?“, fragt er in einem abschätzigen Ton, der mich – unglaublich, aber wahr – noch wütender macht.

„Das ist eine Frechheit.“

„Eine Frechheit?“, wiederholt er amüsiert, und es zuckt verdächtig um seine Mundwinkel. „Sie haben es wohl nicht so mit der Wahrheit, oder?“

Erneut wirft er einen prüfenden Blick um sich und schüttelt den Kopf. „Das ist eine Bruchbude.“

„Eine was?“

„Bruchbude? Anderes Wort für Baracke oder Verschlag? Ist Ihnen geläufig, oder?“

Ich schüttle den Kopf. „Nur weil Sie sich für etwas Besseres halten, Sie arroganter und neunmalkluger Yippie-Arsch ...“

„Yippie-Arsch?“, wiederholt er und klingt geradezu amüsiert. „Hier werde ich auf keinen Fall übernachten. Da muss man ja Angst haben, dass der Wind durch das Gemäuer pfeift und ich mir eine Erkältung einfange. Von anderen potenziellen Dingen, die man sich hier holen kann, will ich lieber gar nicht erst anfangen.“

Empört schnappe ich nach Luft. „In diesem Haus ist für Sie ohnehin kein Zimmer frei.“

„Tja, Kleines, so wie ich das sehe, bist du auf jeden Gast angewiesen, nicht wahr!“

Demonstrativ hebt er den Türknauf zwischen uns. „Das ist ein Hinweis, oder nicht?“ Er schnaubt.

Erbost nehme ich den Türknauf an mich, schiebe mich an ihm vorbei und stecke den Knauf wieder hinein. Mit Feingefühl und ein wenig Übung öffne ich die Tür mühelos und setze ein falsches Lächeln auf. „Was kann meine Pension für Ihre grobmotorischen Hände und Ihr nicht vorhandenes Feingefühl?“

Ihm so nah gegenüberzustehen, lässt mich sein Aftershave wahrnehmen, das eine angenehme Mischung aus Anis und Walddüften enthält. Mein Blick in sein wirklich unverschämt attraktives Gesicht hilft nicht gerade, mich zu sammeln. Irgendwie schaffe ich es dennoch.

Ein klein wenig verblüfft starrt er zuerst mich, dann die Tür an und schüttelt den Kopf.

„Sind Sie eine Hexe, oder wie darf ich das verstehen?“

Nun verfinstert sich mein Blick zusehends. „Passen Sie lieber auf, dass Sie sich mich nicht zum Feind machen.“

„Sonst was?“ Ihm entweicht ein ungläubiges Schnauben.

„Tja, mein Freund, sonst jag ich Ihnen gern einen Fluch auf den Hals. Wie wäre es mit endlos wachsenden Fußnägeln?“, schlage ich grinsend vor. „Oder einem echt fiesen Hauausschlag?“

„Sie sind ja nicht ganz dicht“, sagt er im Brustton der Überzeugung und rauscht über den Steg, der über einen kleinen Fluss zum Eingang unserer Pension führt, davon. Dabei zieht er den Rollkoffer hinter sich her. Ich kann nicht anders, als seinem Arsch einen letzten Blick zuzuwerfen. Dieser wirkt in der Hose durchaus anziehend. Das war es dann aber auch schon. Ich habe nichts für arrogante, überbezahlte Schmalzlockenschnösel übrig. Das ist bei meiner Freundin Emma anders. Sie stand schon früher auf meinen ältesten Bruder Jannik, auch wenn sie es immer verheimlichen wollte. Jannik lebt mittlerweile in München und trägt verstörenderweise entweder Anzüge oder eine Lederhose. Ich bin fast vom Sofa gefallen, als ich zum letzten Oktoberfest diese Bilder in seinem Status gesehen habe. Unglaublich albern. Vielleicht bin ich aber auch nur sauer, weil seine Besuche in der Heimat immer seltener werden. Das macht Mama traurig und wiegt weitaus schlimmer als unsere schwierige finanzielle Lage. Eine Brise erfasst mich, wirbelt mir durchs Haar und transportiert den nahenden Frühling ins Haus. Ich liebe diese Jahreszeit. Wenn nach den tosenden Stürmen und den eisigen Winden, die einem die Hände in Eisklötzte verwandeln, sobald man das Haus verlässt, endlich die Vögel zwitschern und die Sonne das Gesicht wärmt. Die Zeit des Frühlings ist immer ein Hauch Veränderung, Wachstum und Hoffnung. Das Letztere brauchen wir ganz dringend.

Als ich mich umdrehe, um wieder ins Haus zu marschieren, fällt mein Blick auf das Bild, das im Eingang hängt und alle Tiedemanns auf einem chaotischen Haufen zeigt. Ich hasse dieses Bild und bringe es gleichzeitig nicht über mich, es abzuhängen. Es stammt aus einer glückseligen Zeit, auch wenn es sich damals nicht so angefühlt hat. Opa grinst darauf breit, weil er meine Oma mit einem seiner derben Witze in Verlegenheit gebracht hat. Meine Mutter schimpft mit uns Kindern, während man sieht, wie der Hund die Katze jagt und dabei meine Schwester Neele in den Matsch wirft. Gleichzeitig hält mein Bruder Samuel einen Wattwurm über den Kopf unserer jüngsten Schwester Lina, die bitterlich heult. Es kommt mir vor, als könnte ich ihr schrilles Gekreische immer noch hören. Im gleichen Moment hat mein

Bruder Jannik mir einen feuchten Futzi gegeben und ich verziehe angewidert mein Gesicht, während sich auf seinem diebische Freude ausbreitet. Oh, was habe ich ihn dafür gehasst, und ich habe mich mit Froschlaich in seinem Bett revanchiert. Das einzige Gesicht, das an dem Tag direkt in die Kamera blickt, ist das meines Vaters. Er strahlt vor Glück, und das ist vermutlich der Grund, warum es hier immer noch hängt. Er und sein erfülltes Herz, das förmlich in seinen Augen zu sehen ist. Er hat alles an diesem Leben geliebt. Diese ganze bekloppte Familie. Dieser Tag war pures Chaos, aber rückblickend betrachtet einer der schönsten Tage in unserem Leben. Oma ist unser aller Verbindungsstück, besonders seit dem Tod unseres Papas, ihres Sohnes.

„Denkst du wirklich, dass das die beste Art ist, um potenzielle Gäste anzuwerben?“, fragt Oma skeptisch, die plötzlich hinter mir auftaucht, als hätte sie sich dorthin teleportiert. Ich sehe, wie sie sich mittlerweile auch im Haus auf ihren Stock stützen muss. Dieser Anblick erfüllt mein Herz mit Sorge.

Ich seufze. „Wohl eher nicht“, gebe ich reumütig zu und schließe die Tür hinter mir, als wolle ich diesen Kerl und seine seltsame Wirkung auf mich demonstrativ aussperren. „Nur die arroganten Blödmänner.“

Oma Hildegard lächelt. „Nun, immerhin hat dieser Blödmann es geschafft, dir ein bisschen Farbe in die Wangen zu treiben. Das steht dir ziemlich gut.“

Ich schnaube abschätzig und blicke gedankenverloren zu dem Sekretär zurück, wo die unzähligen Rechnungen immer noch auf dem Boden verteilt liegen, die wir ohnehin nicht bezahlen können. Schon hält die Verzweiflung wieder Einzug, nachdem die Wut über den arroganten Pinsel sie kurzzeitig verweht hat. Ich seufze.

Oma betrachtet mich mitfühlend. „So schlimm, meine Kleine?“

„Es wird eng“, gebe ich zu und seufze.

Oma macht eine wegwerfende Handbewegung. „Das war es phasenweise immer mal. Dann schnallen wir den Gürtel etwas enger.“

Ich presse die Lippen fest aufeinander, um nichts zu sagen, doch sie liest in mir wie in einem offenen Buch.

„Liebes, Sturm ist erst, wenn die Schafe keine Locken mehr haben, das weißt du doch.“ Sanft tätschelt sie meine Wange.

Ich lächle, weil dieser Satz von meinem Vater stammt. Er hat das jedes Mal gesagt, wenn es mal wieder drunter und drüber ging.

„Wie hat Vater das immer bewältigt?“, frage ich leicht verzweifelt.

„Er hat nie seinen Glauben verloren. Niemals. Nicht mal, wenn es richtig ernst war. Dies hier war sein Traum. Er hat diese Pension zu einem Zuhause für Menschen gemacht, die dringend einen Tapetenwechsel brauchten. Ein Zuhause für jedermann.“

„Das würde ich auch gern machen, aber woher nehmen, wenn nicht stehlen? Ich kann Hannes unmöglich noch mal herkommen lassen. Wir können schon seine letzten zwei Rechnungen nicht bezahlen und ...“

„Aber Kindchen ... zu einem Zuhause gehört mehr als ein feiner Anstrich. Nicht die perfekte Dekoration oder Aufbereitung macht ein Haus zu einem Zuhause, sondern die Menschen darin. Dein Vater wusste das und hatte ein Händchen dafür. Eins, das er dir hinterlassen hat, Jule.“ Ihr Blick gleitet wohlwollend über mich, ihre Hand tätschelt meine Wange ein weiteres Mal und fügt dann hinzu: „Dat löppt sich alles torecht. Du wirst schon sehen. Jetzt lass uns ein Franzbrötchen essen. Das vertreibt Kummer und Sorgen.“

Ihr Allheilmittel ist zweifellos Tee und Franzbrötchen, und wenn es ganz schlimm ist, muss es ein Tee mit Grog sein.

Ich sehe ihr nach und wünschte, ich könnte das glauben. Dann betrachte ich das Bild, das meinen Vater und unseren komischen Haufen zeigt – und bitte so leise, dass mich niemand sonst hören kann: „Wenn du von da oben etwas tun kannst – irgendwas –, ich wäre offen für ein klein wenig Hilfe, Paps.“

